LANDKREIS CALW
Kreisarchiv Calw

hätte begleiten können, machte aus der Not eine Tugend, schrieb ihm quer über das Oberhemd mit Bleistift die Worte „Gut für einen Platz in der Loge" und unterzeichnete diese Anweisung mit seinem Namen. Da es in Japan üblich ist, die Billets erst abzunehmen, wenn der Inhaber Platz genommen hat, so gelangte der Beamte unbehelligt zu seiner Loge. Als er hier Platz genommen hatte, stellte sich ihm der Logenschließer vor und ersuchte um das Billet. Statt aller Antwort wies der Europäer auf sein Hemd. Zu seinem nicht geringen Erstaunen verlangte der Logenschließer unter Hinweis auf seine Instruktion, daß der „Herr aus Europa" sein Hemd auszöge. Es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst des Theaterbesuchers, um den Logenschließer zum Verzicht auf seine Forderung zu bestimmen.

Die japanischen Dramen gefallen sich bekanntlich in den grausigsten Situationen, unter denen die möglichst naturgetreue Darstellung einer Enthauptung besonders beliebt ist. Man erreicht das dadurch, daß man den blutbefleckten Kopf des Schauspielers durch ein Loch in einem Tische erscheinen läßt, und es bleibt der Kunst des Schauspielers überlassen, durch eine entsprechende Bewegung das Fallen des Kopfes lebensecht vorzutäuschen. Nun hatte sich eines Abends ein Schauspieler den Spaß gemacht, den den Block darstellenden Tisch mit Niespulver zu bestreuen, was den Schauspieler zu krampfhaften Gesichtsverzerrungen zwang, um den Niesreiz zu unterdrücken. Das gelang indessen nicht, und man kann sich die Heiterkeit des Publikums vorstellen, als das blutige Haupt des Gerichteten plötzlich zu niesen begann.

Häftlinge.

Die Wiener Monatsschrift „Der Strom" bringt folgendes Gedicht des österreichischen Lyrikers Anton Wildgans:

Häftlinge.

Vom langen Gange im Landesgericht
sieht man hinaus auf den Sträflingstrakt.
Dort drückt sich manches blasse Gesicht
auf Schultern, in graues Zeug gesackt,
an die Fensterstäbe und blinzelt ins Licht.

Und unten im Hofe, Paar für Paar,
um das Viereck von Sträuchern und tristem Grün,
wandert wie Tiere im Kreise eine Schar,
und hinter der Augen verlorenem Glüh'n
wandert mit ihnen, was draußen war.

Die beiden Soldaten, die Posten steh'n,
wachen nur, daß keiner der Reihe entbricht.
Aber die Bilder, die mit ihnen dreh'n —
immer im Kreise — die sehen sie nicht,
die beiden Soldaten, die Wache steh'n.

Und war's auch nur Elend, was jeder verließ —
jetzt ahnen sie erst, wie viel es war,
dies Elend, das immer noch Freiheit hieß
Und jetzt ihnen abfiel so fremd wie das Haar
vom Kopf, den man jedem scheren ließ.

Und ist ihrer keiner so sehr verrucht,
daß nicht irgendwer seine Unschuld beschwört
und für ihn betet und für ihn flucht
auf Gott, der nur die Reichen erhört
und die Armen preisgibt und sie versucht.

Und jeder von ihnen war einmal gut
und hatte was lieb und hatte Scham,
bis plötzlich ein Fremdes wie zähe Flut
ihn überschwemmte und mit sich nahm —
Für diesen war's Gold und für jenen war's Blut.

Nun geh'n sie im Hofe, Paar für Paar,
um das Viereck von Sträuchern und tristem Grün,
immer im Kreis, eine brütende Schar,
und hinter der Augen verlorenem Glüh'n
wandert mit ihnen, was draußen war.

Handschuhlose Chirurgen.

Die Frage, eine absolut zuverlässige Desinfektion der Hände zu erzielen, bietet bekanntlich Schwierigkeiten, die nahezu unüberwindlich sind, da die Mikroben tief in den Poren der Haut sitzen, aus denen sie mit dem Schweiß ausgeschieden werden. Diese Unmöglichkeit, die Hände zu sterilisieren, hat denn auch dazu geführt, daß die Chirurgen bei ihrer Operationstätigkeit Gummihandschuhe tragen. Aber auch diese Gummihandschuhe haben, wenn sie den beabsichtigten Zweck erfüllen sollen, ihre Unzuträglichkeiten im Gefolge: sind sie zu dick, so beeinträchtigen sie die Bewegungsfreiheit der Hände gleichzeitig mit der Empfindlichkeit des Tastgefühls, und sind sie zu dünn, so platzen sie bei der geringsten Anstrengung und bedrohen den Chirurgen, der, seit er Handschuhe trägt, die Hände nicht mehr sterilisiert, mit der Gefahr, die Infektion, die er so sorglich zu vermeiden sucht, mit eigener Hand herbeizuführen. Kurz, es war aufs Innigste zu wünschen, den Chirurgen behufs der Isolierung ihrer Hände etwas Praktischeres und Zuverlässigeres zu bieten. Ein solches Mittel glaubt Dr. Dubard in Dijon in einem antiseptischen, als Isolierschicht dienenden Firniß entdeckt zu haben, der bestimmt ist, die heute üblichen Gummihandschuhe zu ersetzen. Nachdem sich der operierende Arzt die Hände sorgfältig mit Seife gewaschen und sie durch ein starkes Alkoholbad vom Wasser befreit hat, taucht er sie in eine Wachholderbeeren enthaltende Lösung aus Mentholspiritus. Die Verdampfung dieser Mischung, die übrigens außerordentlich schnell erfolgt, hinterläßt auf der Haut einen Niederschlag in Gestalt einer antiseptischen Firnißschutzschicht, die als unfehlbares Isoliermittel wirkt. Das Verfahren würde nach Ausweis der bakteriologischen Kontrollversuche dem Chirurgen ein Schutzmittel bieten, das die gleiche Sicherheit wie die Gummihandschuhe gewährt, dabei aber dem Tastgefühl der Finger seine unbeschränkte Empfindlichkeit wahrt.

Verhängnisvoll. Erster Herr: „Ich bin ganz außer mir! Nun regnet es wie mit Kannen, und meine Frau ist ohne Schirm ausgegangen." Zweiter: „O, sie wird sich schon in ein Warenhaus retten." Erster: „Aber deshalb bin ich ja gerade so außer mir."

— Der Glückliche. Er: „Denke dir, Mary Simpson hat sich doch noch endlich verheiratet." Sie: „Wer ist denn der Glückliche?" Er: „Ihr Vater natürlich!"

Rätsel-Ecke.

Worträtsel.

Mit dem einen spielt' ich;
Hab' ihn oft auch mitgemacht.
Und den andern brach ich,
Denn mich reizt' die Blütenpracht.

Nun die zwei verband ich,
Ei, das hätt' ich nicht gedacht,
Hab' ja in mein Leben
Schwere Hemmung nur gebracht.

Auflösung der Charade von voriges Nummer:
Bauhandwerker.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 93. Wildbad, Samstag den 22 November. 1913.

Nacht für Nacht.

Still, es ist ein Tag verflossen,
deine Augen sind geschlossen,
deine Hände schwer wie Blei,
liegen dir so drückend seine,
um dein Bette schweben Sterne,
dicht an dir vorbei.

Still, sie weiten dir die Wände:
gib uns her die schweren Hände,
sieh, der dunkle Himmel weicht,
deine Augen sind geschlossen,
still, du hast den Tag genossen,
dir wird leicht.

Richard Dehmel.

Die Töchter der Frau Konsul.

3) Roman von Fritz Ganzer.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, das meine ich auch." Die Konsulin lehnte sich, die Stirn nervös streichend, weit zurück. „Dem Manne soll sein Recht auch in anderer Weise werden. Bitte Georg, daß er ihm ein anständiges Honorar übermittelt. Meinetwegen einhundert Mark. Damit wird dem armen Schlu..er, der er gewiß ist — denn fast alle jungen Aerzte ohne große Praxis sind es — besser geholfen sein, als mit deinem Dankesbrief... Bist du nun zufrieden, Regine?"

„Nein, Mama!" betonte die Gefragte scharf. „Du hättest das letzte nicht sagen dürfen."

„Wird es denn anders sein? Ach, Kind, du bist ebenso nervös überreizt durch unseren erschütternden Verlust, wie ich und wir alle. Geh nur jetzt und laß mich allein! Ich empfinde das Bedürfnis, nicht mehr sprechen zu müssen ... Erledige alles nach deinen Wünschen, Kind."

Sie nickte der Tochter matt zu und versuchte ein begütigendes Lächeln. In Reginens Gesicht kam keine Erwiderung. Sie stand noch einen Augenblick wie in Unbefriedigtsein und Enttäuschung und wandte sich dann wortlos ab. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, preßte sie die Lippen hart aufeinander und fühlte einen heißen Zorn in sich aufsteigen.

Der weite Flur lag jetzt schon fast im Dunkel. Er war wie ein düsteres Geheimnis, das nach Licht schreit. Nach einem einzigen freundlichen Strahl.

Regine konnte sich eines leisen Erschauerns nicht erwehren. Mit schnellen Schritten eilte sie den langen Flur bis zu der Tür hinab, hinter der ihr und ihrer Schwester Doris Zimmer war.

Erst als sie das elektrische Licht angedreht hatte, fühlte sie sich erleichtert und freier. In einen Sessel gekauert, rang sie dann mit ihrem starren Willen, der sie davon abzuhalten trachtete, eine zweite Bitte zu tun. Aber als sie sich endlich sagte, daß der Pflicht, Doktor Claasen gerecht zu werden, auf alle Fälle Genüge geschehen müsse, bezwang sie das Widerstreben, das sie gegen eine Unterredung mit ihrem Schwager in dieser Angelegenheit erfüllte, und begab sich zu ihm, gewappnet mit dem Vorsatze, sich schlichter Sachlichkeit zu befleißigen und ruhig zu bleiben. Erreichen würde sie, was sie wünschte. Dessen war sie gewiß. Denn sie wollte.

* * *

Georg von Hartung saß schreibend im Arbeitszimmer seines verstorbenen Schwiegervaters und blies mit innigem Wohlbehagen gerade den blaugrünen Rauch einer vorzüglichen Regalia letzter Ernte über den schwarzgeränderten, schon bis zur dritten Seite mit seinen klobigen Schriftzügen bedeckten Bogen, als Regine nach seinem laut und scharf gesprochenen „Herein!" über die Schwelle trat.

„Ah, das Fräulein Schwägerin!" sagte er, in Erinnerung an ihre Entrüstung gestern, spöttisch halb über die Schulter weg, vollendete den begonnenen Satz in dem Briefe und legte dabei schon die Zigarre auf die vor ihm stehende bronzene Aschenschale. Dann warf er die Feder hin und erhob sich. „Nun, Reginchen, ausgemault? Scheinbar nicht. Denn du siehst noch verteufelt arg verknurrt aus."

„Bitte, Georg, laß diesen Ton!" verwies sie stirnrunzelnd. „Er ist mir verhaßt und erinnert mich unangenehm an die Art und Weise, in der du gestern zu mir sprachst."

Der Oberkörper des hageren Offiziers, der den prallsitzenden, bis auf den letzten Knopf geschlossenen Interimsrock eines Kavallerieregiments trug, klappte in einer gemacht steifen Bewegung nach vorn. „Zu Befehl, gnädiges Fräulein Schwägerin!" Er schob ihr einen Stuhl hin und wollte das Fenster öffnen

„Laß das Fenster, bitte, geschlossen, Georg. Der Zigarrenrauch wird von mir ertragen. Ich bin ihn von Papa her gewöhnt." Sie ließ ihre Augen durch den Raum wandern, der ihr trotz seines unveränderten Aussehens fremd erschien, und seufzte leise auf.

„Wie du wünschest." Er trat vom Fenster an den Diplomatenschreibtisch, der mitten im Zimmer unter einem vier Birnen tragenden Kronleuchter stand, zurück und fragte: „Dann gestattest du mir wohl auch, daß ich weiterrauche?"

„Bitte!" erlaubte sie, mit eisigem Tonfall sprechend. Er paffte ein paar starke Züge. „Aber so setz' dich doch wenigstens, Regine."

„Danke. Ich will nicht lange stören. Ich möchte dir im Auftrage Mamas nur ganz kurz eine Bitte unterbreiten."

„Ja?" Georg von Hartung strich seinen kleinen strohgelben, kurzgeschnittenen Schnurrbart und sah Regine erwartungsvoll an.

Es dauerte noch eine geraume Weile, ehe sie ihre Stimme so weit in der Gewalt hatte, ruhig und kühl zu sprechen. Der junge Offizier kam ihr mit keinem Worte entgegen; offenbar bereitete ihm ihre Verlegenheit ein gewisses Vergnügen. Wenigstens blickte er mit einem eigentümlich verzwickten Lächeln auf den schneeweißen Aschenansatz seiner Zigarre. Als Regine endlich sprach, sah er verbindlich hoch.

„Ich will ohne Umschweife reden," sagte sie, an ihm vorüberblickend. „Mama läßt dich bitten, Doktor Claasen im Namen unserer Familie für den, Papa erwiesenen Beistand schriftlich zu danken und ihn um Einreichung seiner Rechnung für seine Bemühungen zu bitten."

„Doktor Claasen? Wer ist denn das?" Georg blies ein paar kunstvolle Ringe und lächelte.

Regine kam dies Lächeln verächtlich vor. Sie mußte sich Mühe geben, um nicht scharf und verweisend zu entgegnen. „Doktor Claasen ist der Arzt, der sich [illegible]

nahm, als er auf der Straße zusammengebrochen war. Wir sprachen übrigens schon gestern davon."

„So? Ach ja, mir fällt das jetzt wieder ein. Und diesem Menschen soll ich eine Dankesepistel verzapfen?"

„Nein!" betonte Regine scharf. „Du möchtest Herrn Doktor Claasen in einem Briefe unseren Dank aussprechen."

Georg lachte laut. „Wie gütig, meine Ausdrucksweise zu korrigieren! Du bist ja eine allerliebste kleine Schulmeisterin."

„Ich bat dich schon einmal, diesen mir nicht zusagenden Ton zu unterlassen. Ich wiederhole meine Bitte jetzt."

„Schön. Ich leide mitunter an Gedächtnisschwund. Aber ich will mich von jetzt ab bemühen, ganz korrekt zu sein." Er verbeugte sich und legte die Zigarre aus der Hand.

Regine warf ihm einen spöttischen Blick zu und fragte: „Ich darf also auf die Erledigung der erwähnten Angelegenheit hoffen?"

„Ich verstand, daß Mama den Wunsch äußerte?" warf Georg spitz hin und kreuzte die Arme.

„Mama läßt dich bitten, gewiß. Aber die Anregung dazu geht von mir aus. Natürlich habe ich deshalb ein persönliches Interesse an der Sache."

„Ah, so! Du bist Urheberin. Hm! ... Ja, aber sage mal, Regine, ist denn der Brief überhaupt nötig? Was wird sich der Doktor aus solchem Wisch machen! Geld, Geld und nochmals Geld wollen die Leutchen sehen. Alles andere ist ihnen höchst schnuppe ... Pardon! ... gleichgültig."

„Es gibt allerdings Leutchen, die Geld, Geld und nochmals Geld sehen wollen," erwiderte Regine mit scharfer Betonung. „Ich könnte dir Beispiele anführen."

Georg von Hartung biß sich wütend auf die Lippen. Er verstand, daß Regine auf seine häufige Geldverlegenheit anspielte, aus der der verstorbene Konsul ihn immer großmütig befreit hatte. Er funkelte Regine zornig an, sprach aber nicht.

Erst als sie schloß: „Jedenfalls haben wir beide nicht den geringsten Anlaß, Vermutungen anzustellen, wie Doktor Claasen über den Begriff „Geld" denkt," erwiderte er: „I mir ist dieser Mensch überhaupt ganz und gar gleichgültig."

„Um so besser; denn dann wird es dir nicht schwer sein, die betreffende Angelegenheit durchaus sachlich zu erledigen."

„Du scheinst zu meiner Objektivität wenig Vertrauen zu haben?" fragte er scharf.

„Durchaus nicht." Sie lächelte überlegen. „Ich sagte auch wohl nichts, das dich zu deiner Vermutung berechtigen könnte. Du versichertest, subjektives Empfinden für Doktor Claasen nicht zu besitzen. Daraus folgerte ich logischerweise sachliches Handeln. Verstehen wir uns jetzt?"

„Du willst sagen, ob ich verstehe?" fragte er bissig, die Fortsetzung des Geplänkels beabsichtigend.

Aber sie ging auf seine Bemerkung nicht ein. „Vielleicht ist es dir möglich, noch heute zu schreiben," sagte sie nur. Dann ging sie nach einem kurzen Dankeswort zur Tür.

Er hatte im ersten Augenblick vor, sie zurückzuhalten, besann sich aber und rief ihr nur ein flüchtiges, halb jovial halb spöttisch klingendes „Machen wir!" nach.

Einen wütenden Fluch murmelnd, nahm er wieder vor dem Schreibtische Platz, zündete sich eine neue Zigarre an und beabsichtigte, den angefangenen, an einen Regimentskameraden gerichteten Brief zu vollenden. Aber er fand den leichten, im Kasinojargon gehaltenen Plauderton von vorhin nicht wieder und schloß nach längerem, ärgerlichem Grübeln endlich: „Bald mehr. Für heute muß ich aufhören, da ich infolge plötzlich verkaterter Stimmung, die ich einem naseweisen, arroganten Frauenzimmer zu danken habe, zu einem vernünftigen Gedanken doch nicht mehr kommen würde. Leb' wohl und bedauere Deinen unter pie fachem Weiberregiment stehenden Georg von Hartung."

Dann wollte er sich sofort des ihm durch Regine gewordenen Auftrages entledigen. Aber er brachte es nicht über die Anrede. Mißgestimmt warf er schließlich die Feder beiseite und lehnte sich in den Schreibsessel zurück.

Das Verhältnis zu seiner älteren Schwägerin war noch nie ein besonders herzliches gewesen. Seitdem er sich vor kaum zwei Jahren nach einer zufälligen Bekanntschaft auf Sylt mit der ältesten Gordingschen Tochter verlobt und schon drei Monate später vermählt hatte, verlief jedes Zusammensein mit Regine nie ohne Reibereien zwischen ihnen. Sie mochte ihn nicht. Einmal vermutete sie, daß er die Ehe mit Gabriele aus rein selbstsüchtigen Motiven eingegangen war; der Reichtum ihres Vaters hatte wohl die Haupttriebfeder gebildet. Und dann stieß Regine seine originell sein sollende, in Wirklichkeit gewöhnlich albern wirkende Art und Weise, mit der er sich gab, ab.

Und er mochte Regine nicht. Einen eigentlichen Grund für seine Abneigung hätte er wohl kaum anzugeben gewußt, obwohl er schon häufig darüber nachgedacht hatte, was die Antipathie gegen sie erzeugen mochte.

Auch jetzt galt sein Ueberlegen diesen Gedankengängen. Die eben stattgefundene Unterredung hatte ihm wieder einmal deutlich die zwischen ihnen bestehende Kluft gezeigt. Wie abweisend war sie gewesen, wie hoheitsvoll hatte sie vor ihm gestanden, mit Miene und Blick zum Ausdruck bringend: Du und ich haben nicht das geringste gemein! Das Erwägen, sie zu hassen, wurde so lebendig in ihm, daß er es als Gewißheit erkannte. Ja, er haßte sie!

War denn nicht irgendeine Möglichkeit vorhanden, sich an ihr zu rächen?

Er starrte den vor ihm liegenden Briefbogen an. Ein plötzlich in ihm aufzuckender Gedanke ließ ein hämisches Leuchten in seine Augen kommen.

Er sagte sich, daß sie ein lebhaftes Interesse an diesem Doktor Claasen haben müsse. Vielleicht war gar ein zarter, im Entstehen begriffener Herzensroman mit im Spiele. Wer wußte das? Jedenfalls glaubte er, hinüber- und herüberlaufende, wenn auch nur ganz feine Fäden vermuten zu dürfen.

Aber gerade die feinen Fäden! Sie waren am empfindlichsten und ließen sich am ehesten zerreißen ...

Er wußte plötzlich, was er zu tun habe. Hastig tauchte er die Feder ein und schrieb:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Für die anläßlich des plötzlichen Hinscheidens meines Schwiegervaters gehabte Bemühung gestatte ich mir, Ihnen die beigeschlossene Summe von einhundertundfünfzig Mark zu übersenden. Hoffend, damit Ihren Ansprüchen zu genügen — um so mehr, da es sich nach Aussagen meiner Schwägerin Regine nur um eine zufällige Hilfeleistung und nicht um erbetenen Beistand handelte — bitte ich Sie, mir den Empfang des Honorars gefälligst bestätigen zu wollen.

Ergebenst

Georg von Hartung."

Er nickte befriedigt und erwog: „Ist er nicht ein gar zu dickfelliger Plebejer, dieser Doktor, so wird er verteufelt verschnupft sein, wenn ihm dieser Wisch vor die Augen kommt. Und an Fräulein Reginchen wird er mit nicht gerade freundlichen Gefühlen denken. Schließlich, wenn er eben dickfellig ist, macht er sich aber gar nichts daraus, steckt das leicht verdiente Geld lachend in die Tasche und wünscht anderen Konsuls unter seiner Assistenz ebenfalls ein rasches, sanftes Ende ..."

Er hatte den Brief unterdessen kuvertiert, ihm die Summe von einhundertundfünfzig Mark in Banknoten beigefügt und schrieb gerade die Adresse, als seine Gattin nach einem flüchtigen Anpochen zu ihm in das Zimmer trat.

Gabriele war eine hohe, elegante Erscheinung, der die raffiniert gewählte Trauerkleidung vorzüglich stand. Da sie, von Besuchen in der Stadt heimkehrend, sich direkt zu ihrem Gatten begeben hatte, trug sie noch Hut und Schleier und den sich schick um die Schultern schmiegenden kostbaren Zobelpelzschmuck. Sie begrüßte Georg flüchtig, der in derselben Weise erwiderte und nahm ihm schräg gegenüber auf einem Diwan mit allen Anzeichen der Erschöpfung Platz.

„Ach, bin ich müde!" begann sie sofort ein Klagelied. „Seit vier Uhr war ich unterwegs. Vier Besuche habe ich gemacht." Sie zählte an den Fingern her: „Bei Gustel Storm bin ich gewesen, bei Frau von Poggenpfuhl, bei Präsidents, bei Frau Medizinalrat Enckhausen. Schließlich auf einen kurzen Augenblick auch bei Schölerkamps. Also eigentlich fünf Besuche ... Georg, hörst du? Fünf Besuche!"

Der Gefragte spritzte gleichmütig die Feder aus und lächelte mit einem halben Erheben seines Gesichts ironisch zu seiner Gattin hinüber, die den Schleier hochnestelte und die Frisur ihres aschblonden Haars an den Schläfen und im Nacken auf Tadellosigkeit hin prüfte. „Ja, ich höre!" sagte er nur.

Am Ruheplatz der Toten.

(Zum Totensonntag.)

-ep. Der sinnreiche Gedanke, den letzten Sonntag des Kirchenjahrs dem pietätvollen Gedächtnis an die vorangegangenen Angehörigen und Freunde zu widmen, bürgert sich erfreulicher Weise immer mehr auch bei uns ein. An diesem „Totensonntag" zieht's uns hinaus an den stillen Ort der Toten; sinnend schreiten wir durch die Gräberreihen und da dort haftet wohl das Auge an einer der Inschriften, die die Liebe dem Andenken an die Dahingegangenen gewidmet hat. Eine gute Grabschrift ist wie ein freundlicher Gruß, den uns das Verstorbene über das Grab hinaus zuruft. Darum soll sie auch etwas Persönliches sein, sie soll die Eigenart des Verstorbenen nochmals zu uns reden lassen.

So schön und sinnvoll manche der geläufigsten Grabschriften sind — „Auf Wiedersehen", „Ruhe sanft", „Die Liebe höret nimmer auf" —, so sind sie doch infolge des allzu häufigen Gebrauches fast nichtssagend geworden; und manchem Leser wird es in diesen Tagen willkommen sein, einige Beispiele von charakteristischen und für das Wesen der Verstorbenen wirklich bezeichnenden Inschriften zu hören. Der bekannte Dichter Matth. Claudius schrieb für das Grab seines Vaters die schönen Worte:

„Friede sei um diesen Grabstein her,
sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr."

Auf einem altchristlichen Begräbnisplatz lesen wir:
„Sei nicht traurig, mein Kind, der Tod ist nicht ewig".

Auf Klopstock's Grab auf dem Friedhof in Ottensen:
„Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen".

Ernst Moritz Arndt ließ auf seinen Gedenkstein setzen:

„Gute Nacht, ihr meine Freunde,
alle meine Lieben,
alle, die ihr um mich weinet,
laßt euch nicht betrüben
diesen Abstieg, den ich tue
in die Erde nieder.
Seht, die Sonne geht zur Ruhe,
kommt doch morgen wieder."

Herder's Gruft in der Stadtkirche zu Weimar trägt als Aufschrift den bekannten Wahlspruch seines Lebens:
„Licht, Liebe, Leben".

*

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sind dein,
die Spanne dazwischen, das Leben, war mein,
und irrt' ich im Dunkel und fand mich nicht aus,
bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus."

(Von Fritz Reuter als seine Grabschrift gedichtet, allerdings nicht auf sein Grab gesetzt.)

*

„Man spricht vom Scheidewege und grüßt sich einmal noch,
und geht auf einem Wege in gleicher Richtung doch".

J. Ph. Spitta.

Die Schliche der Kunstfälscher.

Emile Cayard, der bekannte Direktor im französischen Ministerium der Künste, hat soeben ein Buch veröffentlicht, in dem er über die Fälschungen moderner Kunstwerke allerlei interessante Einzelheiten bekannt gibt. Lehrreich zumal ist das Kapitel, das den Fallen gewidmet ist, von denen sich der Kunstliebhaber heutzutage von allen Seiten bedroht sieht. Eine Geschichte für viele! Irgendeiner kommt zu einem Sammler und macht ihm die vertrauliche Mitteilung, daß er durch Zufall einen echten Rembrandt entdeckt habe. Das Bild befindet sich in der Provinz auf der Bodenkammer eines schlichten Bauernhauses. Der Bilderfreund ist Feuer und Flamme und begibt sich mit seinem freundlichen Helfer sofort auf die Reise. Man besucht die „braven Leute", die selbstverständlich keine Ahnung haben, welchen Schatz sie in ihrem Hause beherbergen. Aber da sie arm sind, so sind sie gern bereit, den Pariser Herren alles, was sie wünschen zu verkaufen. So steigt man denn auf die Dachkammer herauf und entdeckt endlich nach langem Suchen in einer verstaubten Ecke, unter Lumpen und allerlei Gerümpel das Meisterwerk. Selbstverständlich in einem entsetzlichen Zustande der Verwahrlosung. Der Amateur hat mit „sicherem Blick" sofort die Bedeutung des Fundes erkannt. Kein Zweifel, er hat einen echten Rembrandt vor sich, und er ist so glücklich, das kostbare Stück für einen mäßigen Preis an sich zu bringen, daß er in die Hände des gefälligen Freundes einen anständigen Geldbetrag als Lohn für die Zuweisung gleiten läßt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die braven Leute mit dem gefälligen Freund unter einer Decke stecken, und daß sie sich die Kommissionsgebühr, nachdem der Pariser Herr abgereist ist, schmunzelnd teilen. Und ebensowenig bedarf es der ausdrücklichen Hervorhebung, daß dieser Rembrandt nur eine jammervoll geschmierte Kopie ist.

Ein anderes Beispiel! Es gibt in der Gesellschaft gewisse Leute, die sich nicht scheuen, mit den Fälschern gemeinsame Sache zu machen. Ihre Möbel, Gemälde und Bibelots sind käuflich. Kein Mensch denkt natürlich daran, daß es sich bei diesen Privatkäufen um ganz gemeine Schiebungen handelt. Die Freunde, die die Einrichtung besichtigen, tragen dazu bei, den Ruhm der Schönheit und Seltenheit der zum Verkauf stehenden Gegenstände in der Gesellschaft zu verbreiten. Sie machen so eine Reklame, die die besten Früchte trägt; denn jedermann ist froh, aus dieser seltenen Gelegenheit, sich kostbare Stücke um billigen Preis zu erwerben, Nutzen zu ziehen. Einen hierher gehörigen Kniff hat auch Henry Rochefort einmal unter dem Titel „Das Waisenmädchen des Hotel Drouot" recht anschaulich, wie folgt, geschildert: „Ein junges, schönes, schwermütiges Mädchen, das bescheiden gekleidet und von einer ehrwürdigen älteren Tante begleitet ist, hat bemerkt, daß man die Bilder im Saal mit Aufmerksamkeit und Sachverständnis betrachtet. Es nähert sich schüchtern und stammelt verschämt: „Sie sind Bilderkenner, mein Herr? Mein Vater hat uns einen wunderbaren Goya hinterlassen. Vielleicht haben Sie die große Güte, das Bild einmal bei uns anzusehen." Man erfüllt dem armen Mädchen gern die Bitte und überzeugt sich, daß der vielberühmte Goya das Machwerk eines ungeschickten Kopisten ist. Aber das junge Mädchen ist so hübsch, und es weiß so rührend zu erzählen, wie es vom Gerichtsvollzieher verfolgt wird und den Mietzins noch nicht bezahlt hat. Man müßte kein Herz im Leibe haben, wenn man ihr das elende Bild nicht mit ein paar Louisdors abkaufen würde. Schließlich muß auch hier noch des in der Rolle der „braven Blaujacken" auftretenden Hausierers gedacht werden, der von seinen Reisen allerlei exotische Raritäten mitgebracht, und sie zu Liebhaberpreisen an den Mann zu bringen sucht. Das Geschäft ist nicht schlecht, denn die angeblichen Matrosen haben diese Sachen gewöhnlich in Pariser Warenhäusern um billiges Geld erstanden.

Das Hemd als Theaterbillet.

Die berühmte japanische Schauspielerin Hanako San, die gegenwärtig in Florenz gastiert, hat dem Berichterstatter eines italienischen Blattes zwei hübsche Anekdoten erzählt, die für das japanische Theaterleben kennzeichnend sind. In den japanischen Theatern kennt man den Gebrauch des Freibillets so gut wie nicht. Eines Abends stellte sich nun dem Direktor des größten Theaters von Tokio ein hoher europäischer Beamter vor, und ersuchte um Bewilligung eines Billets für eine Loge. Der Direktor, dem kein Bote zur Verfügung stand, der den Beamten

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW